

HEYNE <

DAS BUCH

Im Jahr 1979 besuchen Luisa und Paola ihre Angehörigen auf einer Gefängnisinsel. Luisas Mann wurde in dieses Hochsicherheitsgefängnis gebracht, weil er zuvor einen Gefängniswärter attackiert hat. Paolos Sohn sitzt in diesem abgeschotteten Bollwerk auf der nach Salz Feigen und Strohlumen duftender Insel ein, weil er in den Terrorismus abgeglitten ist. Luisa hat Unmengen von Ravioli zubereitet, damit ihr Mann diese Leckereien von zu Hause mit anderen Gefangenen teilen und so vielleicht einen Kontakt mit ihnen aufbauen kann. doch die Teigwaren werden schon vorab konfisziert. Paolo ergeht es kaum besser als Bäuerin aus Toskana. Jedes Mal wenn er seinen Sohn im Gefängnis besucht, ist dies mit ungeheuren Demütigungen verbunden. Und doch käme er nie auf die Idee, nicht jede Möglichkeit zu nutzen, seinen einzigen Sohn zu treffen.

Als Luisa und Paolo wegen eines Sturms die die Nacht nach dem kurzen Besuch auch auf diese Insel verbringen müssen, lernen den Gefängniswärter Pierfrancesco und seine Frau Maria Caterina kennen. Und sie merken, dass auch diese von diesem Ort gezeichnet sind, der ängstlich macht und stumm.

DIE AUTORIN

Francesca Melandri, geboren in Rom, schrieb zahlreiche Drehbücher für Fernseh- und Kinofilme (Prinzessin Fantaghiró, Bergkristall - Verirrt im Schnee u.a.). Ihr erster Roman - *Eva schläft* - erzählte von einer großen Liebe vor dem Hintergrund der wechselhaften Geschichte Südtirols, wo die Autorin 15 Jahre lebte, und war in Italien und Deutschland ein großer Erfolg. *Über Meereshöhe* wurde von der italienischen Kritik einhellig als Meisterwerk gefeiert.

FRANCESCA MELANDRI

ÜBER MEERESHÖHE

ROMAN

Aus dem Italienischen
von Bruno Genzler

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe PIÙ ALTO DEL MARE erschien bei Rizzoli, Mailand



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2014

Copyright © 2012 der Originalausgabe by Francesca Melandri

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by Karl Blessing

Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2014 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München in

der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,

unter Verwendung eines Fotos von

© Mimo Khair Photography/Getty Images

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-41109-8

www.heyne.de

*Für Tante Maria Teresa,
die große Lehrermeisterin bedingungsloser Liebe*

(...) auch alle Gewerkschaftssekretäre betonen immer wieder: Der Terrorismus ist objektiv der heimtückischste Verbündete der Arbeitgeberschaft. Wird der Terrorismus nicht besiegt, kann das die Arbeiterbewegung um Jahrzehnte zurückwerfen.

*Aus einem Artikel des »Corriere della Sera« von WALTER TOBAGI,
der am 28. Mai 1980 von der Brigata XXVIII Marzo
ermordet wurde.*

In Utopia gibt es keine Empathie.

JEREMY RIFKIN

Thalassa klyzei panta tanthropon kakà

»Das Meer wäscht alle Übel vom Menschen ab.«

EURIPIDES: *Iphigenie bei den Taurern*, 1193

EIN
JAHR
ZUVOR

Eine Luft, so voller Düfte, nein, das hätten sie nicht erwartet.

Dass sie nachts kämen, das schon, das hatten sie sich immer so vorgestellt, und als sie dann aus den Gefängnissen in ganz Italien, in denen sie einsaßen, herausgeholt wurden, war der Himmel tatsächlich noch so schwarz wie ein fauler Zahn.

Mit Chinooks rückten sie an, ta-tà ta-tà ta-tà, so als kämen sie nicht aus Praia a Mare oder Viterbo angeflogen, sondern geradewegs aus Vietnam. Es waren Soldaten, die herumbrüllten, und andere – blonde Männer mit geschorenen Schädeln –, die stumm blieben wie Fels und den Ablauf der Aktion überwachten. Amerikaner, wie man später erfuhr. Aber auch das wunderte sie nicht.

Sie hatten Todesangst, und doch blickten sie, bevor sie im Bauch des Hubschraubers verschwanden, alle noch einmal zum Himmel hinauf. Er war fast dunkel: Neumond. Auch das war bei der Planung der Operation bedacht worden, dass das Meer nicht vom Vollmond erhellt und mit silbernem Glitzern, von oben betrachtet, die Küstenlinie verraten würde. Nur das Licht der Sterne, die flimmernd und unverrückbar an

ihrem Platz am Himmel standen, hatten selbst die Agenten des Imperialismus und des Kapitals nicht zu löschen vermocht. Manche Gefangene hatten die Sterne schon seit Monaten nicht mehr gesehen, andere seit Jahren. Wer hätte schon sagen können, wann sie sie je wiedersehen würden, wenn überhaupt.

Sie waren bereits seit einer Weile in der Luft, als sich ein Soldat im Tarnanzug in munterem Ton an sie wandte:

»So, aufgepasst, wir öffnen jetzt die Klappe und bringen euch das Fliegen bei«, erklärte er, wie um den vielen Stimmen im Land recht zu geben, die damals der Ansicht waren, dass in Italien längst Zustände wie in Südamerika herrschten. Doch hinausgeworfen wurde dann niemand.

Nach der Ankunft, auf dem kurzen Weg zwischen den Hubschraubern und dem weißen Gebäude, wurden sie mit Fußtritten und Knüppelhieben traktiert, damit ihnen keine Zeit blieb, sich zu orientieren und sich darüber klar zu werden, wo sie gelandet waren. Doch eine gewisse Ahnung hatten sie bereits. Seit Wochen erzählte der Gefängnis-Buschfunk von emsigen Arbeiten an einem großen flachen Gebäude am äußersten Ende einer Insel, weit entfernt sogar von den kleineren Gefängnissen auf dieser Insel, von den normalen Häftlingen, den Verwaltungsbüros, der Landebrücke, dem Dorf mit den Wohnungen der Aufseher, mit Schule und Kirche, weit ab sogar von dem einsamen Leuchtturm auf seiner Klippe, kurzum, fern von Gott, fern

von den Menschen, fern von der ganzen Welt. Hinzu kam, dass sich einige Zeit zuvor im Kreis bestimmter Parlamentarier, die seit Monaten jede Nacht in einer anderen Wohnung schliefen und dabei Geld und Pass stets griffbereit auf dem Nachttisch liegen hatten – das Gerücht verbreitet hatte, im Falle eines Militärputsches würde eben dort, auf dieser Insel, ein Lager eingerichtet. Dorthin wollte man die namhaftesten politischen Gegner deportieren.

Zunächst pferchte man die Gefangenen in einem großen Raum zusammen und gab ihnen nichts zu essen, nur ein wenig schmutziges Wasser zu trinken. Am dritten Tag hatten sie alle Bauchschmerzen, lahme Glieder, Kopfschmerzen, aber ihnen war klar, dass sie sich glücklich schätzen mussten, nach drei Nächten hier drinnen überhaupt noch am Leben zu sein. Damit hatten sie vor der Verlegung oder besser »Überführung« nicht unbedingt rechnen können. Vom vierten Tag an bekamen sie Nahrung. Einige wenige, von den anderen sehr beneidet, hatten sogar wieder Stuhlgang. Mehr und mehr nahm ihnen der Gestank den Atem, aber sie trösteten sich mit dem Gedanken, dass der Mief auch die Aufseher erfasste, wenn sie durch den einzigen Spion einen Blick zu ihnen hinein warfen. Nach einer Woche wurden sie zum Duschen gebracht. Das Wasser war kalt und kam nur in Schüben, doch für sie war es ein unermesslicher Genuss. Nummern, Häftlingskleidung, Zellen wurden verteilt, und der Alltag begann in diesem neuartigen Gefängnis

mit den ganz besonderen Haftbedingungen. Kurzum, im Grunde war alles mehr oder weniger so, wie sie es erwartet hatten.

Nur dieser Duft, der war etwas anderes. Mit dem hatte selbst der weitsichtigste Planungschef, der erfahrenste Lebenslängliche nicht rechnen können. Während sie unter Gebrüll und Tritten aus den Chinooks getrieben wurden, hatte diese Insel sie erfasst mit ihrem Geruch. Ihre Herzen, wie in der Erinnerung an eine große verlorene Liebe, setzten einen Schlag aus, ihre Körper, durch die Haft verkümmert, erfüllte neues Verlangen. Manch einer blieb stehen, ließ Schläge und Tritte über sich ergehen, nur um die Insel wieder und wieder ganz tief in sich aufzunehmen.

Es roch nach Salz, nach Feigen und Strohlumen.

BESUCHE

Die Insel lag nicht auf hoher See, auch wenn es so schien. Vom Festland, eigentlich auch nur eine Insel – wenngleich eine der größten des Landes –, trennte sie eine Meerenge. Auf den ersten Blick konnte man meinen, dass sie schwimmend leicht zu durchqueren wäre. Die Winde, die durch sie hindurchfegten, trugen alles fort, jeden Dampf, jeden Rauch, jede Unreinheit der Luft, selbst die schwärzlichen Wolken der Ö raffinerie am Hafen, und so wirkte die Insel so nahe, als könne man hinübergreifen. Aber das täuschte. Ihre klaren Umrisse verdankte sie dem starken Atem des Mittelmeeres, das sich von hier aus weit und leer bis nach Gibraltar öffnete und in der Meerenge Strömungen zusammenführte, die tatsächlich eine Durchquerung für jeden noch so guten Schwimmer unmöglich machten.

Selbst für Schiffe war es nicht leicht, diese Meeresstraße mit dem Wasser von der Farbe kupfersulfatblauer Reben zu überqueren. Darunter wimmelte es von tückischen Felsen, die unversehens jeden Kiel aufschlitzen könnten, wenn man sie in einem Wellental überfuhr. Und bei den wandernden Sandbänken auf dem Meeresgrund ließ sich nur mithilfe eines Echolots

feststellen, wohin der letzte Südweststrom sie getrieben hatte. Um von dem Industriehafen auf der großen Insel hinüberzugelangen, musste also der Bug fast in entgegengesetzte Richtung, aufs offene Meer hinaus, gerichtet werden. Erst nach einigen Seemeilen konnte man das Steuerrad drehen und auf die beiden wie Kamelhöcker geformten Erhebungen zuhalten. Und schon kurz darauf war dann von der Raffinerie mit ihren Schornsteinen, rot und weiß wie riesengroße Zuckerstangen, fast nichts mehr zu sehen.

Die Insel lag nicht auf hoher See, auch wenn es so schien. Ganz ähnlich wie ich, dachte Paolo. Und sofort war ihm, als höre er Emilia sagen: Hör doch auf, in allem Symbole zu erkennen. Die Dinge sind das, was sie sind. Mehr nicht. Es war noch die fröhliche Stimme der selbstbewussten jungen Frau, die, frischverheiratet, seinen Kopf zwischen die Hände genommen und auf ihre Brust gelegt hatte, damals als der Schmerz sie noch nicht vernichtet und sie ihm genommen hatte.

Paolo lehnte sich über die Brüstung und blickte in den weißen Schaum, der durch das Zusammenspiel von grauem Stahl und nachtblauem Meer entstand. Das Kielwasser des Passagierschiffes spreizte sich v-förmig auf einer fast öligen Oberfläche. Als sie, nach der Überfahrt mit der Autofähre, auf der Mole auf dieses Schiff warteten, hatte Paolo einen vielleicht dreißigjährigen Mann sagen hören, dass die glatte See wohl nichts Gutes verheiße. Er trug die graue Uniform des

Gefängnispersonals, aber seine feinen Gesichtszüge hätten auch die eines Seminaristen oder Schauspielers sein können. Eine Hand an der Pistolentasche, hatte er das Einholen des Landungsstegs überwacht, als wollte er sicherstellen, dass niemand heimlich an Bord ging. Paolo hatte sich gefragt, wer sich bloß unbemerkt an Bord schleichen sollte, um ausgerechnet auf diese Insel zu gelangen. Und er hatte sich selbst nur eine Antwort geben könne.

Die Komplizen eines Ausbruchs.

»Und der Mond hatte heute Nacht einen Hof«, fügte der Vollzugsbeamte mit den feinen Gesichtszügen noch an. Er sprach mit einem Matrosen, der gerade das letzte Tau von der Landebrücke löste. Dieser sog die Luft zwischen den Zähnen ein, wie um die Ängste des anderen zu zerstreuen, und erklärte dann in einem Dialekt oder einer Sprache, von der Paolo nur einen Teil verstand und den Rest erraten musste: Sein Kapitän werde die Fähre ganz sicher rechtzeitig zurückbringen, heute komme sein Sohn aus den USA zurück, da habe er bestimmt nicht vor, sich von einem Seesturm auf der Insel festhalten zu lassen.

Paolo betrachtete das Meer. Einen Moment lang vergaß er, wer er war und wohin er fuhr, vor allem aber aus welchem Grund. Sein Blick ruhte nur auf dem Wasser, das ihn umgab. Es war immer noch so glatt wie zuvor, doch vor der Sonne hatte sich ein dunklerer Schleier gebildet.

Glatt wie ein kostbarer Stoff, wie Seide.

Der Vergleich brachte Paolo zu sich selbst zurück – so wie Gedanken das eben tun –, und dieser kurze, wohltuende Moment des Vergessens war dahin. Er hob den Blick. Es war keine öffentliche Fähre, auf der sie übersetzten, denn der Zugang zur Insel war gesperrt, und wer hinüberwollte, musste schon einen guten Grund dafür haben. Und das konnte nur einer sein.

Wie immer, wenn es zurückkehrte, legte sich das Bewusstsein seiner selbst wie ein schwerer Grabstein auf seine Brust. Paolo öffnete den Mund und stieß die Luft so kräftig aus, als müsse er sich tatsächlich von einer schweren Last befreien. Seit wie vielen Jahren schon entfuhr ihm diese unwillkürlichen, lauten Seufzer, die noch kein Stöhnen waren, aber auch schon mehr als ein bloßes Ausatmen, und mit denen er immer rechnen musste, auch wenn er irgendwo von Menschen umgeben war: an einem Gemüsestand auf dem Markt etwa, in einer Warteschlange auf der Post, beim Mittagessen im Haus seiner Schwester? Es war wirklich keine schwere Frage, die Antwort kannte er: drei Jahre, sechs Monate und ein paar Tage.

Auf einer angerosteten, weiß lackierten Bank auf dem Vorderdeck saß eine Afrikanerin. Sie blickte starr vor sich hin, ihr Profil wie eingeritzt in dunkles Holz. Ihre Kleider wiesen weder in der Farbe noch im Schnitt oder der Machart irgendwelche Bezugspunkte auf, sondern schienen aufs Geratewohl aus einer großen

Kiste herausgegriffen, vielleicht im Lager irgendeines Wohlfahrtsverbandes. Doch selbst in dem unförmigen, für das noch milde Klima zu dicken Mantel, den ihre außergewöhnlich langen, dunklen Finger mit den makellosen rosafarbenen Nägeln zusammenhielten, war sie eine wahre Schönheit. Ob ihr selbst das bewusst war?

Die meisten Passagiere waren Frauen, nur wenige Männer. Da es oben kühl war, saßen fast alle unter Deck im Aufenthaltsraum, der mit unbequemen Holzbänken eingerichtet war. Und alle hatten sie ein Paket dabei, in Packpapier, in Sackleinen oder in große Plastiktüten eingewickelt, jedenfalls keinen Koffer, sondern etwas, das nicht mit zurückgenommen würde von dem Ort, zu dem sie unterwegs waren.

Auf Deck befanden sich neben Paolo nur die Afrikanerin und eine blonde Frau, der er, wenn er sich nicht täuschte, schon einmal begegnet war. Sie mochte dreißig, vielleicht aber auch schon fünfzig Jahre alt sein. Eine jener Frauen, die so aussahen, als seien sie mit zwölf schon in der Lage gewesen, auf die jüngeren Geschwister aufzupassen und für die ganze Familie Suppe zu kochen und die Wäsche zu bügeln. Eine der Frauen, die mit zwanzig bereits bei all ihren häuslichen Tätigkeiten über die gelassene Routine der mittleren Jahre verfügten. Nicht dass sie schwer oder dick gewesen wäre, ganz im Gegenteil, sie besaß den schlanken, kräftigen Körper eines Menschen, der daran gewöhnt war, ihn auch einzusetzen. Vielleicht war



Francesca Melandri

Über Meereshöhe
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41109-8

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2014

Zwei bewegende Familienschicksale, unwiderstehlich verdichtet und mit großer Sensibilität erzählt

1979 - zwei Menschen, die sonst nichts miteinander gemein haben, auf dem Weg zu einem hermetisch abgeriegelten Hochsicherheitsgefängnis, das wie eine Hazienda aussieht: Luisa, die in der Toskana einen kleinen Bauernhof führt und ihre fünf Kinder allein großzieht, besucht ihren Mann. Weil er in einem Wutausbruch einen Gefängniswärter umbrachte, wurde er kürzlich von einem normalen Gefängnis hierherverlegt. Paolo hingegen, ein vorzeitig pensionierter Philosophielehrer, wird auf dieser nach Salz, Feigen und Blumen duftenden Gefängnisinsel seinen einzigen Sohn treffen, der in den Terrorismus abgeglitten ist.

 [Der Titel im Katalog](#)